

60 Prozent der Lehrlinge haben Probleme

Jugendliche Eine Studie aus der Nordwestschweiz zeigt: Viele Teenager haben Defizite – und zu einem beträchtlichen Teil psychische Probleme. Hilfe gibt es, aber sie wird oft schlecht angewendet.

Sebastian Briellmann

Es sind Zahlen, die vielleicht nicht unerwartet kommen – nach zwei Jahren Pandemie vor allem, und nun herrscht auch noch Krieg –, aber sie sind so hoch, dass sie durchaus erschüttern können. Eine Studie des Kantons Basel-Stadt (Gesundheits- und Erziehungsdepartement), der Psychiatrie Baselland sowie des basel-städtischen Arbeitgeber- respektive Gewerbeverbands über psychisch belastete Lehrlinge zeigt: 60 Prozent aller Lehrverhältnisse verlaufen gemäss den befragten Berufsbildnern problematisch. Verstärkt durch Corona, natürlich, aber nicht nur, wie Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger sagt.

Also muss man ganz grundsätzlich fragen: Was ist da eigentlich los?

Eigentlich könnte man ja meinen: Inmitten der Pubertät, während des ständigen Gefragtseins – die Eltern erwarten viel, die Lehrer auch, der Chef sowieso –, da ist es durchaus wahrscheinlich, dass der Druck steigt, einem womöglich mal alles ein bisschen zu viel wird. Nur wenige tun sich überall leicht, auch wenn natürlich alle im Teenagerkreisen das Gegenteil vermitteln wollen.

Mittlerweile scheint die Gesellschaft aber an einem Punkt angelangt, an dem Jugendliche nicht mehr nur pubertieren, sondern leiden, rauem Stress ausgesetzt sind, ja krank sind. Psychisch krank.

Nicht bagatellisieren!

Das legen Studien nahe, schon vor Corona, und nun erst recht: Eine Untersuchung zeigt, dass ein Viertel aller Jungen an einer psychischen Krankheit leidet (Erwachsene aus allen Altersgruppen übrigens auch), zudem gibt es bei Menschen unter 30



Probleme auf der Arbeit? Immer mehr Lehrlinge weisen Defizite auf. Foto: Ela Çelik

eine Verdreifachung bei den IV-Renten in den letzten dreissig Jahren.

Der Psychologe Niklas Baer, der an der Studie mitgearbeitet hat und das Kompetenzzentrum Workmed der Psychiatrie Baselland leitet, sagt: «Wir dürfen psychische Erkrankungen nicht bagatellisieren und sagen: Die haben nichts.» Baer sagt aber auch,

was seit dem Zweiten Weltkrieg bekannt ist: 25 Prozent der Bevölkerung, also auch Junge, leiden an psychischen Störungen.

Das ist nichts, was Anlass zur Besorgnis gebe: Viele Störungen seien mild, äusserten sich kaum einmal im Alltag, zum Beispiel eine leichte Klaustrophobie. Das könnte, sagt Baer, dann zu einem Problem werden, wenn jemand

in einem Hochhaus im 250. Stock arbeitete. Das klingt nach etwas Entspannung, doch vielerorts klingt das anders. Allein in dieser Woche konnte man folgende Schlagzeilen lesen: «Psychiatermangel für Kinder und Jugendliche» (ORF); «Immer mehr Jugendliche psychisch krank» («Deutsches Ärzteblatt»); und eben, nun auch in der Schweiz:

«60 Prozent der Lehrlinge psychisch belastet».

Darum lässt sich sagen: Wer in Ausbildung ist, also Beruf, Schule und Privates verbinden muss, ist sicherlich eine interessante Zielgruppe. Die Studie fördert dann auch interessante Erkenntnisse zutage: etwa, dass

«Wir dürfen psychische Erkrankungen nicht bagatellisieren und sagen: Die haben nichts.»

Niklas Baer

Leiter Kompetenzzentrum Workmed

sich bei den Problemfällen 25 Prozent während des Lehrverhältnisses nicht lösen lassen (und dennoch zwei Drittel davon ihre Ausbildung abschliessen). Ebenfalls wird ersichtlich, dass die Arbeitgeber zwar engagiert sind, bei psychischen Erkrankungen jedoch oft nicht genau wissen, wie sie darauf reagieren sollten.

Baer weist noch auf einen anderen positiven Aspekt hin: Die Enttabuisierung, das gesellschaftliche und auch mediale Interesse haben zugenommen. «Das ist wichtig.» Aber er sieht auch problematische Punkte. Basel-Stadt hat zum Beispiel die höchste Dichte an Psychiatern, und der Kanton ist auch Spitzenreiter bei den Behandlungen: Was aber fehle, sagt Baer, sei eine Betreuung vor Ort, in Zusammenarbeit mit den Betrieben.

Wenn einfach mehr prognostiziert und therapiert werde, «ist das zwar in Ordnung, aber dem Arbeitsmarkt bringt das nichts». Aber wenn einfach mehr therapiert und prognostiziert wird, wird der Arbeitsmarkt noch nicht besser. Heisst konkret: Wenn die Abstimmung, der Austausch fehlt, wird sich vor Ort, im Betrieb, für den erkrankten Lehrling nicht viel ändern.

Nicht übertreiben?

Manchmal verfestigt sich jedoch ebenso der Eindruck, dass ein gewisser Hang zur Übertherapie der Jungen besteht. Auch hat man das Gefühl, dass die Empfindlichkeit steigt und die Resilienz sinkt. Immer mehr Stress, vervielfacht durch Corona-Einschränkungen, dazu der Sog der sozialen Medien: Da sei es doch klar, dass die Teenager mehr litten, heisst es oft, das müsse man berücksichtigen. Baer sieht das anders: «Wäre dem so, müssten ja die psychischen Erkrankungen bei den Jungen ansteigen. Aber wie gesagt, ist das nicht der Fall, sondern die Zahl seit Jahrzehnten stabil geblieben.» Es besteht also durchaus die Gefahr einer Übermarchung der Massnahmen.

Wer immer hört, wie viele krank sind, wird es am Ende selbst? So genau lässt sich das nicht sagen. Auch nach dieser Studie nicht. Viele aufgezeigte Problemlöser sind «No-Brainer», die jedem bekannt sein dürfen: Wer Freunde hat, wer Sport treibt, in einem Verein ist und Unterstützung der Eltern bekommt: Der hat weniger Probleme.

Es bräuchte fundierte Erkenntnisse, um den psychischen Erkrankungen auf den Grund zu gehen. Immerhin: Es soll eine weitere Studie geben. Dann sprechen nicht die Auszubildenden, sondern die Lehrlinge selbst.